

**DER VERLEUGNETE RECHTSSTAAT
– ANMERKUNGEN ZUR KULTUR DES
TODES IN EUROPA**

Manfred SPIEKER

Schöningh Verlag, Paderborn 2005

216 Seiten

ISBN 3-506-72949-7

Die „Kultur des Todes“ hat sich in der westlichen Zivilisation breit gemacht. Schleichend hat sie auch in Deutschland von der *ars moriendi*, der Kunst zu sterben eines reifen Menschen, und von der Achtung der Würde des Menschen und seines Rechts auf Leben und körperliche Unversehrtheit weggeführt. Die Tarnkappen und widersprüchlichen Argumentationen, derer sie sich bedient, werden im vorliegenden Buch aufgedeckt. Dabei wird deutlich, dass sie nicht nur moralische Problemstellungen aufwirft, sondern auch am Tötungsverbot nagt, das die Grundlage für die Legitimation des Rechtsstaates ist.

Das Buch enthält eine Sammlung von bei verschiedenen Gelegenheiten entstandenen Publikationen des Autors. Als Professor für Christliche Sozialwissenschaften und unter anderem auch Beobachter des Hl. Stuhls im Lenkungsausschuss für Sozialpolitik des Europarates hat Manfred SPIEKER vor allem das christliche Menschen- und Gesellschaftsbild vor Augen, anhand dessen er die Entwicklungen der Diskussion und Gesetzgebung analysiert. Das drückt sich etwa auch in den umfangreichen und sehr vielfältigen Zitaten aus. SPIEKER bietet einerseits einen Überblick, andererseits weist er auf die Wurzeln vieler Probleme hin. Da stört es auch nicht, wenn sich durch den Charakter als Sammlung einzelner Beiträge – worauf der Untertitel bereits hinweist – manche Argumente wiederholen. So merkt der Leser, welchen Aspekten der Autor besonderes Gewicht beimisst.

Gleich zu Beginn definiert Manfred SPIEKER den Begriff „Kultur des Todes“, der von JO-

HANNES PAUL II. in der Enzyklika „*Evangelium Vitae*“ einer „Kultur des Lebens“ gegenübergestellt worden ist, als „Verhalten einerseits und gesellschaftliche sowie rechtliche Strukturen andererseits, die bestrebt sind, das Töten gesellschaftsfähig zu machen, indem es als medizinische Dienstleistung oder als Sozialhilfe getarnt wird“. Der Rechtsstaat legitimiere sich dadurch, dass er das Leben Unschuldiger schützt und die Freiheit seiner Bürger vor allem durch das Tötungsverbot unter ihnen durchsetzt. Der (deutsche) Gesetzgeber verleugne, etwa durch Legalisierung der Abtreibung, den Rechtsstaat, wenn er dem Bürger das Recht gibt, über das Leben eines anderen zu verfügen. „Jede Abtreibung aber ist private, tödliche Gewaltanwendung. Sie rechtlich regeln zu wollen, bedeutet die Kapitulation des Rechtsstaates.“

Gemäß dem Vorwort möchte das Buch zum einen „kritische Bestandsaufnahme jener Entwicklungen, die das Tötungsverbot in Frage stellen“, zum anderen „Wegweiser zur Ausbreitung einer Kultur des Lebens sein“. Dem erstgenannten Anspruch wird der Autor gerecht, indem er etwa zeigt, dass das Bewusstsein, dass Abtreibungen rechtswidrig sind, dass das Sterben vor allem auch eine soziale Dimension hat, dass das Leben von eigenen Wünschen unabhängig anerkannt werden muss, in der Gesellschaft schwindet. Scharfsichtig weist er auch auf jene Faktoren hin, die die Ursache für diese Entwicklungen sind: Bezahlung von Abtreibungen durch Krankenkassen, das Problem unzuverlässiger Statistiken, die Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs, in der behinderte Kinder u. U. als Schaden gewertet werden, fehlende oder falsche politische Maßnahmen, und Anderes. Nach einer Analyse der deutschen Gesetzgebung, angefangen von 1975, konstatiert SPIEKER, dass alle Reformen – gemessen an ihrem Ziel, den Schutz ungeborener Kinder zu verbessern

– gescheitert sind. Insbesondere bezüglich Euthanasie und PID gibt er einen breiten Überblick über das Panorama der Argumentationen, immer in Hinblick auf den Lebensschutz in Deutschland bzw. Europa, und antwortet darauf. So etwa auf die Behauptung, der Gesetzgeber sei zur Legalisierung der Euthanasie verpflichtet, um die Lücke zwischen Recht und Praxis zu schließen: „Die Kluft zwischen Recht und Alltag lässt sich nicht dadurch schließen, dass man das Recht abschafft, sondern indem man dem Verbot der Tötung Unschuldiger konsequent Geltung verschafft.“

Sein wiederholter Hinweis, dass die Wurzel des Umgangs mit dem Leben an seinem Anfang und Ende im jeweiligen Menschenbild liegt, ist nicht neu. Es zeige sich eben immer wieder, dass jede Definition des Menschen, die das Menschsein der Anerkennung durch Dritte unterwirft, tödliche Folgen hat. Bezeichnend sind seine Ausführungen zur Embryonenforschung, in denen er zeigt, dass das Recht über die Embryonen mit dem über Sklaven vergleichbar ist. Eindringlich weist der Autor darauf hin, dass IVF einerseits und vor allem gegen die Menschenwürde des Kindes, aber auch gegen jene der Mediziner, Eltern und Geschwister ist, andererseits aber in zunehmendem Maß medizinisch und politisch in Frage gestellt werden kann. In einem der Beiträge setzt er sich eingehend mit den Grenzen der Gewissensfreiheit auseinander und kommt zum Schluss, dass „Beschwörungen des Gewissens, die auf eine Tötung Ungeborener, die Missachtung der Grundrechte Dritter oder die Gefährdung der rechtsstaatlichen Verfassungsordnung hinauslaufen“, „als Missbrauch der Gewissensfreiheit zurückgewiesen werden“ können. Das deshalb, weil das Gewissen nicht das Letzte, sondern das Vorletzte sei, noch vor einem absoluten Gesichtspunkt bzw. dem Echo der Stimme Gottes im Menschen. Spieker bringt das christliche Menschenbild auf den Punkt und zieht daraus einerseits die Konsequenzen für die Fortpflanzungsmedizin, andererseits

leitet er daraus Forderungen für die Politik ab, insbesondere im Hinblick auf die Förderung der Familie. Breiten Raum nimmt auch die Auseinandersetzung um die Beteiligung der katholischen Kirche in Deutschland an der nachweispflichtigen Schwangerschaftskonfliktberatung, die zur Gründung des Vereins „Donum Vitae“ geführt hat.

Auch dem zweiten Anspruch des Vorwortes – „Wegweiser zur Ausbreitung einer Kultur des Lebens“ zu sein – wird das Buch gerecht. Immer wieder weist der Autor auf Trendwenden zu mehr Lebensschutz, Erfolge im Kampf gegen problematische Regelungen oder auf Beispiele vorbildlicher Gesetzgebung etwa in Polen oder Malta hin. SPIEKER bleibt nie bei der „Kultur des Todes“ stehen, sondern zeigt immer auch Alternativen und Lösungen im Sinne einer „Kultur des Lebens“ auf. Allerdings bedürfe diese eines unermüdlichen Einsatzes für die Menschenwürde und der Stärkung der Familie, des intellektuellen Engagements ebenso wie des karitativen, des wissenschaftlichen und des politischen. In diesem Sinne steht am Ende des Buches eine Laudatio auf die Preisträger der Stiftung Ja zum Leben 2002 unter dem Titel „Habt keine Angst“. Das Buch ist eine Aufforderung, sich einzusetzen. Es zeigt, dass es möglich ist, etwas zu bewegen, wie es etwa den Preisträgern gelungen ist. Die „Geschützte zur Schleifung der Mauern des Lebensrechts“ im deutschen Grundgesetz seien in Stellung gebracht, ein Widerstand dagegen ist aber möglich und lohnt sich.

Interessant ist das Buch einerseits für jeden, der Einblicke in die Situation des Lebensschutzes in der Diskussion und Rechtssprechung Deutschlands und eine Analyse ausgehend vom Standpunkt des christlichen Menschenbildes bekommen möchte; andererseits für denjenigen, der neuen Mut und Ansporn für den Einsatz für eine Kultur des Lebens sucht. Es spricht durch griffige, prägnante Formulierungen an und lässt den leidenschaftlichen Einsatz des Autors für den Lebensschutz durchschimmern.

M. SCHÖRGHUBER

SELBSTVERWIRKLICHUNG UND PRO-EXISTENZ. FRAUSEIN IN ARBEIT UND BERUF BEI EDITH STEIN

Katharina WESTERHORSTMANN

Schöningh Verlag, Paderborn 2004

400 Seiten

ISBN 3-506-71337-X

Die Frauenfrage ist Gegenstand einer der großen ideologischen Debatten des 20. Jahrhunderts, die im 21. Jahrhundert mit unverminderter Intensität fortgesetzt wird. Dass sich die Idee der Gleichberechtigung der Frau nach und nach durchsetzt, ist sicherlich ein großes Verdienst des wachsenden sozialen Gewichts der feministischen Bewegungen. Ja, Bewegungen im Plural, denn es waren und sind immer noch zahlreiche feministische Gruppierungen am Werk, die sich trotz gewisser Gemeinsamkeiten in ihren Frauenbildern und Zielsetzungen, ebenso in der Militanz und Radikalität, was die Umsetzung ihrer Thesen betrifft, stark unterscheiden.

Die Paderborner Theologin Katharina WESTERHORSTMANN hat nun einen Überblick über die Frauenfrage im 20. Jahrhundert vorgelegt – und weit mehr als das. Das Besondere an diesem Werk liegt darin, den Beitrag der deutschen Philosophin Edith STEIN zur Frauenfrage in die Mitte dieser Übersicht zu stellen. Mitte ist hier nicht örtlich, sondern inhaltlich gemeint. WESTERHORSTMANN gelingt es sehr gut zu zeigen, wie nahe der im Jahr 1998 heilig gesprochenen Edith STEIN (geb. 1891 in Breslau, gest. 1942 im KZ Auschwitz) die Frauenfrage gegangen ist, wie eingehend sich die Philosophin, Jüdin, Christin und spätere Karmelitin mit dieser Frage beschäftigt hat und welche Tiefe sie in ihrer Argumentation erreicht hat.

Auch innerhalb der Kirche begann am Beginn des vorigen Jahrhunderts eine intensive Debatte über die Frauenfrage, die letztlich zu eigenen feministischen Bewegungen geführt hat. Ein Faktum, das spätestens nach der Rezeption der diesbezüglichen Schriften von Edith Stein, die im 13. Band der „Edith Stein-

Gesamtausgabe“ (Herder-Verlag) gesammelt wurden, nicht mehr geleugnet werden kann. Mit welcher Intensität sich Edith STEIN – die eigentlich aus der Metaphysik kommt – den ganz praktischen Dimensionen der Frauenfrage gewidmet hat, ist wirklich erstaunlich. Sie steht darin keiner anderen Vordenkerin des Feminismus, etwa Simone DE BEAUVOIR, Alice SCHWARZER oder Judith BUTLER nach. Obwohl heute dem Gender-Mainstreaming, einer Spielart des radikalen Feminismus gesellschaftspolitische Aktualität verliehen wird, wächst zugleich die Bedeutung jener Positionen, die Mann und Frau gleiche Würde und gleiche Rechte zuerkennen. STEIN reiht sich unter jene ein, für die die grundsätzlich vorgegebenen Unterschiede kein Grund und Anlass für eine Geschlechterrivalität, sondern im Gegenteil für eine gegenseitige Bereicherung darstellen.

Für STEIN ist die Frauenfrage zunächst vor allem eine Bildungsfrage. Da spielen auch persönliche Erfahrungen eine Rolle. Die Zulassung von Frauen zur Promotion an Universitäten wurde in Deutschland als einem der ersten Länder Europas ab 1900 möglich. Edith STEIN reichte ihre Dissertation 1916 ein. In der akademischen Männerwelt hatte sie einen schweren Stand. Ihr Wunsch, sich zu habilitieren, wurde ihr zunächst als Frau verwehrt und war dann wegen des Ausbruchs des Antisemitismus nicht mehr durchführbar. Diese Schwierigkeiten konnten sie jedoch nicht davon abhalten, sich vehement für eine frauenspezifische Bildung einzusetzen statt sich der Männerwelt anzupassen. Für sie lag in der Wesensart von Mann und Frau die zentrale Frage. Sie sah schon damals geradezu prophetisch klar, dass die Lösung der Frauenfrage nicht darin gefunden werden kann, die Frau dem Mann anzugleichen, noch darin, den Frauen einzureden, sie könnten beliebig ihr Sein wählen, wie es Simone DE BEAUVOIR proklamatisch mit ihrem berühmten Satz getan hat: „On ne naît pas femme, on le devient“.

Die Metaphysikerin STEIN sucht nach der Wesensart der Frau: „Der weiblichen Spezies

entspricht Einheit und Geschlossenheit der gesamten leiblich-seelischen Persönlichkeit, harmonische Entfaltung der Kräfte; der männlichen Spezies Steigerung einzelner Kräfte zu Höchstleistungen“ (E. STEIN, Gesamtausgabe Band 13, S. 167). Der Frau ist in Familie und Gesellschaft die Stabilität, Kontinuität, Harmonie, Ruhe zu verdanken. Dem Mann aber sind punktuelle Hochleistungen, die in Familie und Gesellschaft zum Fortschritt führen, zu verdanken. Diese Beschreibung der Rollen von Mann und Frau stehen im Einklang mit einer anderen Frage, die Edith STEIN nachhaltig beschäftigt hat. Gibt es so etwas wie eine Bestimmung oder eine natürliche Berufung von Mann und Frau? Die Antwort ist affirmativ. Die Bestimmung oder natürliche Berufung der Frau ist: Partnerin des Mannes (Gattin) und Mutter. „Sie (die Seele der Frau) ist darauf angelegt, anderen Seelen Hort und Heimat zu sein, worin sie sich entfalten können. Beides: die seelische Gefährtschaft und die seelische Mütterlichkeit sind nicht an die Grenzen des leiblichen Gatten- und Mutterverhältnisses gebunden, sondern erstrecken sich auf alle Menschen, die in den Gesichtskreis der Frau treten. Die Seele der Frau muss darum weit sein und aufgeschlossen für alles Menschliche; sie muss still sein, dass kein schwaches Flämmchen durch wehende Stürme ausgelöscht werde; sie muss warm sein, damit zarte Keime nicht erstarren; sie muss klar sein, damit nicht in dunklen Ecken und Falten Schädlinge sich einnisten; in sich geschlossen, dass nicht Einbrüche von außen das Leben im Innern gefährden; von sich selbst leer, damit das fremde Leben in ihr Raum habe; schließlich Herr über sich selbst und auch über ihren Körper, damit die ganze Persönlichkeit jedem Ruf dienstbereit zur Verfügung stehe. (E. STEIN, ESGA 13, 34)“

Die Bestimmung des Mannes ist, Beschützer und Vater zu sein. Mutterschaft und Vaterschaft werden aber nicht nur biologisch verstanden: Die Frau ist nicht nur Mutter in der Familie, sondern auch in der Gesellschaft. STEIN hat entgegen dem Trend der Frauenfra-

ge ihrer Zeit die wesentlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau ausgearbeitet. Und diese Gedanken finden Jahrzehnte nach ihrer Veröffentlichung eine solide naturwissenschaftliche Grundlage in den allerjüngsten Ergebnissen der Hirnforschung.

Man darf nicht glauben, dass die Heilige nur auf der grundlegenden Ebene der Anthropologie argumentiert. WESTERHORSTMANN gelingt es, die Vielfalt der von Edith STEIN aufgegriffenen praktischen Fragen darzulegen: Frau und Person, Frau in der Arbeit, Berufsethos der Frau, Frau und Arbeitslosigkeit, Frau und Karriere, Frau in der Politik, spezielle Frauenberufe, Frauenbildung, Frau in Ehe und Familie, das Wesen der Mutterschaft, die Mann-Frau-Beziehung: Partnerschaft oder Unterordnung?, Frauen in der Kirche, die geistliche Mutterschaft, Frau und Priestertum. Die philosophisch-theologischen Untersuchungen der Heiligen zum Frausein und zum Wesen der Frau bestechen durch „begriffliche Schärfe und durch phänomenologisch-genaue Beobachtung“.

Die letzten Sätze des Buches können unter anderem als nachvollziehbares Fazit der Autorin über die Gedanken Steins angesehen werden: „(STEINS) Äußerungen zum Wesen der Frau, das ein vornehmlich mütterliches ist, fordern dazu heraus, die Mütterlichkeit mit ihren vielfältigen Facetten und Implikationen zu schätzen, ihr Ansehen als Wert für unsere Zeit erneut herauszustellen und, wenn nötig, neu zu beleben. Auch die richtig verstandene Selbstverwirklichung in Familie oder Beruf erhält durch ihre Sichtweise die notwendige Rückbindung an Sozialität und Gemeinschaft, an Ethik und Verantwortung, um der egoistischen Vereinseitigung zu entgehen. Die eigene Verwirklichung wird zur verantworteten Seinentfaltung, die Arbeit erhält vertieften Sinn und die natürliche Seite weiblicher Identität muss weder verabsolutiert noch negiert werden. So bleibt die Frau weder gefangen in einer sich selbst vergessenden und verlierenden Hingabe, noch in der Erstarrung durch verzweifelte Verwirklichung selbstischer Lebensentwürfe. Die

Spannung wird bei Stein nicht einem einförmigen Ideal geopfert, sondern aufrechterhalten und ermöglicht so erfülltes Frausein.“

In STEIN kann also ein Gedankenreichtum von höchster Aktualität entdeckt werden, sodass man nur empfehlen kann, unter der Anleitung des Buches von Westerhorstmann auch STEINS Texte im Band 13 der Gesamtausgabe im Original zu lesen. Katharina WESTERHORSTMANN ist es zu verdanken, diesen Fundus an den Menschen von Heute in einer gut zugänglichen Sprache dargelegt zu haben. Dass ihr diese Arbeit den Friedrich-Spee-Preis 2005 eingebracht hat, spricht für Qualität und Bedeutung dieses Werkes.

E. PRAT

DIAGNOSE ALZHEIMER. GRUNDLAGEN EINER ETHIK DER DEMENZ

Verena WETZSTEIN

Campus Verlag, Frankfurt 2005

272 Seiten

ISBN 3-593-37884-1

Alter ist mit diversen Reduktionen von Lebensfunktionen verbunden. Besonders schmerzlich ist dies hinsichtlich des sog. „geistigen Abbaus“ und der Entwicklung von dementiellen Zustandsbildern.

Die Autorin, Moraltheologin in Freiburg, geht mit einer bislang vielleicht zu wenig berücksichtigten ganzheitlichen Schau an das Thema heran. Beeindruckt von der großen Zahl an dementen Personen (in Deutschland heute 1 Million, bis 2030 2 Millionen), die mehrheitlich dem Morbus Alzheimer zugeordnet werden, stellt sie eingangs fest, dass diese Form der Demenz dem Deutungsmonopol der Medizin übertragen wurde. Dies fordert die Nichtmedizinerin heraus, die Probleme des derzeitigen Demenz-Konzeptes herauszustellen (2. Kapitel), die anthropologischen Herausforderungen anzusprechen (3. Kapitel), und daraus eine ganzheitliche,

durchaus therapeutisch-praxisrelevante Sicht der Demenzproblematik abzuleiten.

Ihr Bestreben besteht in der Eröffnung eines Dialogs zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, verbunden mit dem erstmaligen Versuch, die Demenz in einen theologisch-ethischen Kontext zu stellen (Demenz – Ethik). Wenngleich die Literatur zur Diagnose- und Therapieforschung seit den 1960er-Jahren explosionsartig angestiegen sei, vermisst man fundierte lebensethische Bezüge, die über rein naturwissenschaftliche Fragestellungen hinausgehen, so wichtig die auch sein mögen (cholinerge Hypothese, genetische Faktoren bzgl. Amyloid A4 und Apolipoprotein E-Metabolismus). Die klinische Basis wurde durch Alois ALZHEIMER um die Wende zum 20. Jahrhundert gelegt. Der Terminus „Alzheimersche Erkrankung“ für die präsenile Demenz datiert von 1910, aber erst ein halbes Jahrhundert später wird der Begriff auch auf die senile Demenz ausgedehnt (Am Psych Ass DSM-III 1980).

Der Verlauf der Erkrankung ist schleichend, sehr uneinheitlich (im Mittel 8 Jahre) und schwer zu klassifizieren. Letztlich wurde vorgeschlagen, eine Jahrzehnte dauernde prädementielle Phase (betroffen: entorhinaler Cortex), ein präklinisches Stadium mit ersten unspezifischen Symptomen (Zuordnung ex-post bei Übergreifen auf den Hippocampus) und einer außerordentlich variablen, aber erbarmungslos progredienten klinischen Phase zu unterscheiden. Leider sei – so die Autorin – kein verlässliches und praktikables Scoring zur Hand, das prognostischen Wert hätte – für die Betroffenen gleich viel wie für die geforderten Angehörigen.

Kurz verweilt die Autorin bei der Therapie (medikamentös: zweifelhafte Erfolge, psychologisch: Realitätsorientierung, Validation, Selbsterhaltung, Kombination aus diesen), um sich etwa ab der 2. Hälfte des Buches auf ihr eigentliches Anliegen zu konzentrieren, das vorrangig in der Kritik am bisherigen Monopol der Medizin als Leitwissenschaft bei der Demenz liegt.

Handle es sich doch bei der Medizin um eine „angewandte Wissenschaft“ mit dem

reduktionistischen Auftrag zur Therapie bzw. Palliation. Das gegenwärtige Demenz-Konzept leide unter seiner Verhaftung in der „Pathologisierung“ und habe die personalen Aspekte vernachlässigt. Durch die „Verobjektivierung“ der Krankheit sei der Patient selbst aus dem Focus der Betrachtung „herausgefallen“. Der Demenzforschung sei es sogar verwehrt worden, am Fortschritt der Psychiatrie (seit ALZHEIMER) teilzuhaben. Dies sei bereits aus gewissen soziokulturellen Wertungen ersichtlich (Demenz wird gleichgesetzt der „Verkalkung“), die den Charakter der Ausstoßung annehmen können („Tod bei lebendigem Leib“ etc.).

Dazu kommt die von den Betroffenen geübte Dissimulation als Reaktion auf die selbstregistrierten Defizite (was die Demenz von der Depression unterscheidbar mache). Daher sind es auch die Angehörigen, die in der Regel auf den ersten Arztbesuch drängen. Die weitere Konsequenz: Die Angehörigen, ebenso geprägt vom pathologisierenden Reduktionismus (siehe oben), zählen auf die medizinische Machbarkeit einer „Reparaturbehandlung“, die natürlich illusorisch bleibt. Also erhebt sich unabdingbar die Forderung nach Einbeziehung psychosozialer Faktoren in das Demenzkonzept. Damit kommt die Anthropologie in den Blick: Soziale Bedeutung der kognitiven Defizite tritt in Wechselwirkung mit altersbedingten Leistungsverlusten im medizinischen Bereich und hat Ausgrenzung zur Folge. Jetzt kommen die Kriterien für den Begriff „Person“ zunehmend in Gefahr, vom strengen Reduktionismus der „praktischen Ethik“ eines Peter SINGER und anderer relativiert zu werden. Tatsächlich sind solche Tendenzen zu orten: Auch durch die Demenz gehe der Anspruch auf Person-Sein und weiter auf Lebensrecht verloren, „... biologisch leben sie, aber nicht biografisch...“ (Peter SINGER).

Von hier an erweist sich die Autorin als in ihrem ureigensten Element als kompetente und philosophisch sattelfeste Moraltheologin. Schlüssig weist sie nach, dass „Person“ auch zutrifft, wenn diverse kognitive, soziale, emo-

tionale und mnestiche Fähigkeiten verlorengegangen sind. Noch aktueller als Peter SINGER erscheinen hier die Aussagen von J. McMAHAN (The Ethics, 2002), der während der Progression der Demenz ein Verlöschen der Person sieht, die bestenfalls zur Post-Person werden kann und keinen Anspruch auf lebenserhaltende Maßnahmen habe. Die weitreichenden Konsequenzen schließen somit den Verlust des Schutzes und der Würde dementer Patienten ein, für diese sogar schon zu Beginn des Prozesses, wobei keinerlei Definition des konkreten Zeitpunktes oder einer Befundkonstellation angeboten wird. Vielmehr, so heißt es, genüge bereits die Reduktion auf die Diagnose an sich. Damit gibt es keinerlei Entscheidungsnöte bezüglich der Vorenthaltung z. B. einer künstlichen Ernährung (PEG-Sonde). Dieser reduktionistische Personbegriff wäre dann in voller Kongruenz mit der aktiven Tötung, wenngleich dieser Punkt selbst in den Niederlanden und in Belgien noch Gegenstand von Kontroversen ist. Übrigens herrscht auch bezüglich der Anwendbarkeit einer früher (also Jahre vorher) abgegebenen Patientenverfügung keine Einigkeit.

Die Autorin kritisiert ferner zurecht, dass für die zweite Hälfte des Demenzprozesses (klinisch manifestes Stadium mit Progredienz) eine pseudoquantitative Stufung vorgeschlagen wird, die aus dem somatischen und entwicklungspsychologischen Bereich genommen und auf den sozialen Bereich übertragen werde: Die Alzheimerkrankheit wird als Involution der alten Menschen in Analogie zur gegensinnigen Evolution des Kleinkindes gesehen. So attraktiv dies auf den ersten Blick scheinen mag (die Alten „verkindlichen“ zusehens), so wenig hält ein solches Modell dem moralischen Einwand stand (Übertragung medizinischer Phänomene auf die Moral), wenn der anthropologische Unterschied zwischen Lebensbeginn und Lebensende verwischt wird. Gefahr wird ferner geortet in der Propagation einer Frühdiagnose bei familiärem Auftreten, und zwar bis hin zur

pränatalen Diagnostik. Bekanntlich besteht aber bei dieser eine Unsicherheit in der Risikobeurteilung von über 90%!

Derzeit stützt sich die Diagnose auf klinische Kriterien und hier auf die Schwere der Kognitionsstörung, wodurch das Terrain für die Diagnosesicherung keineswegs tragfähiger wird, wenn nicht wieder soziologisches Umfeld, Selbsterfahrung und der Eindruck der Angehörigen mitberücksichtigt wird. Hier springt neuerdings und helfend die Pflegeforschung bei.

Das letzte Kapitel stellt die Grundlage eines Modells zu einer integrativen Demenzethik vor. Diese basiert zunächst auf dem Personstatus eines Menschen bis zum Tode, fernab jedem Reduktionismus. Der moralische Status ist mit dem Menschsein und dessen Würde kongruent. Schließlich erkennt die theologische Ethik eine Identität des Menschen in seiner gesamten Lebensgeschichtlichkeit an. So ist auch bei der Demenz keine moralische relevante Zäsur zu erkennen. Aber auch die Körperlichkeit ist ein Ausdruck des Personseins, sodass die zunehmende Berücksichtigung körperlicher Prozesse bei Demenz gefragt ist.

Auch die subjektive Komponente der Demenzen darf nicht übersehen werden, wobei eine integrative Ethik herausgefordert ist, die inneren Perspektiven bzw. deren Reste bei den Patienten aufzudecken.

Die Autorin hat selbst wenig Macht, dieses von ihr vorgeschlagene integrative Konzept für den Umgang mit Dementen zu konkretisieren, sodass sie sich auf „Anhaltspunkte“ und Appelle beschränken muss. Die Medizin als die Leitwissenschaft habe versagt, während die ausreichende Begleitung und Pflege dieses Manko noch nicht befriedigend wettgemacht habe. Der Weg vom medizinisch-reduktionistischen Konzept zu einem integrativen Demenzmodell sei zwar noch weit, wohl aber beschreitbar. So müssen die Angehörigen einbezogen, geleitet, motiviert, aber nicht „durch Verpflichtung“ überfordert werden, Selbsthilfegruppen seien in größerem Maßstab zu fördern und mit der Bestellung von Sachwaltern sei behutsam

umzugehen. Die Gesellschaft (Staat, Fürsorge) ist gefordert, sich mit dem Phänomen Demenz grundsätzlich auseinanderzusetzen. Die heute gängige Überbetonung von Autonomie stößt hier an besondere Grenzen. An ihrer Stelle tritt die verantwortliche Fürsorge und mit ihr eine Fürsorgeethik, die voll auf Benevolenz und Gerechtigkeit beruht.

Fazit: Ein rein medizinisches Demenz-Konzept ist reduktionistisch und einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Diesem zur Seite (später an seine Stelle?) soll ein integratives, dem anthropologischen Status der Demenzkranken gerecht werdendes Modell treten, basierend auf dem christlichen Menschenbild und der Wahrung von Person und Würde im Menschsein bis zum Tode. Dazu aber ist eine Vernetzung aller Berufsgruppen, Wissenschaften und der Gesellschaft zu befördern, die den Diskurs mit sich bringt.

Ein kleiner Makel des Buches: Vielfach werden – wichtige – Gesichtspunkte so oft wiederholt, dass man meint, zurückgeblättert zu haben. Doch hat auch dies sein Gutes, oder hat es sogar System?

Für Ärzte (Allgemeinmedizin, Interne, Palliativmedizin, Geriatrie, Neuropsychiatrie), Pflegepersonal, Studenten und – wohl auch – für Angehörige, für welche medizinisch-ethische Gedanken nicht völlig neues Neuland darstellen.

F. KUMMER

MINIMUM. VOM VERGEHEN UND NEU-ENTSTEHEN UNSERER GEMEINSCHAFT

Frank SCHIRRMACHER

Karl Blessing Verlag, München 2006

185 Seiten

ISBN: 3-89667-291-6

Die Tragödie eines Siedlertrecks beim Donner-Pass im Jahr 1846 ist sehr gut dokumentiert. Eine wahre Geschichte aus dem wilden Westen. Insgesamt einundachtzig Menschen – mehrere große Familien, Alleinreisende

und einige ortskundige Führer, die den Treck sicher durch die Sierra Nevada hätten bringen sollen, versuchen sich mit Habe und Vieh im Westen des Landes anzusiedeln. Ende November sind die Siedler am Fuße des Berges wie festgefroren. Was sich ab nun bei diesen Menschen abspielen wird, „ist eine ziemlich schauerliche Geschichte, in der bis zum Mord kein menschliches Verbrechen ausgelassen und bis zur aufopfernden Liebe über den Tod hinaus keine menschliche Größe unverzeichnet bleibt“. Wer hat überlebt? Die Gruppe der fünfzehn erwachsenen, starken, unabhängigen und allein reisenden Männer? Die Analyse der Ereignisse ergab etwas ganz anderes: Entscheidend für das Durchkommen am Donner-Pass war die Familie. „Einzig und allein, ob die betreffende Person in einer Familie oder allein gereist war, entschied darüber; mehr noch: je größer die Familie war, desto größer war die Überlebenschance des Einzelnen. Und nicht nur das: Auch wie lange jemand durchhielt, hing von der Größe seines verwandtschaftlichen Netzes ab“. Das ist für SCHIRRMACHER ein soziologisches Gesetz: Je größer die Familie, desto sicherer die Rettung. Daraus folgert er: „Kaum einer von uns Heutigen wäre auf dem Donnerpass unter den Gewinnern gewesen“.

SCHIRRMACHER legt mit seinem jüngsten Buch ein originelles und wissenschaftlich fundiertes Plädoyer für die Familie und besonders für die kinderreiche Familie vor. Ein mutiges Unterfangen, ausgerechnet in einer Zeit, in der in UNO-Konferenzen und EU-Gremien offen gefordert wird, den herkömmlichen Familienbegriff zu erweitern, sodass er auch instabile homosexuelle und heterosexuelle Lebensgemeinschaften einschließt.

2004 hat der FAZ-Herausgeber Franz SCHIRRMACHER mit seinem Bestseller „Das Methusalem Komplott“ eine bis heute andauernde, fruchtbare Diskussion im deutschen Kulturraum ausgelöst. Die Veralterung wird nach und nach zum politischen und ökonomischen Schicksal fast aller Staaten der Erde.

SCHIRRMACHER fordert in seinem Buch eine spektakuläre Kulturwende. Nicht durch ein neues Jugendbild, sondern nur durch eine militante Revolution des Bildes des eigenen Alterns gewinnt diese Gesellschaft die Chance, sich wieder zu verjüngen. Sie muss Gegenbilder schaffen: in der Kunst, im Leben, in der Wissenschaft. Es liegt bei dieser neuen Mehrheit, Macht, Märkte und Meinungen umzuformen. Es wird zu einem Komplott gegen den biologischen und sozialen Terror der Altersangst aufgerufen, weil nur so die Jungen eine Chance bekommen.

„Minimum“ ist der logische Nachfolger von „Methusalem-Komplott“ oder vielleicht auch dessen Fortsetzung und Vertiefung. Der Titel steht für die Botschaft. Familie ist ein Beziehungsminimum, das die Gesellschaft trägt. Die tiefe Krise unserer Gesellschaft wird nicht mit technischen Mitteln gelöst. Die demographische Katastrophe ist nicht durch sparsamen Umgang mit Geld und Vorräten abzuwenden. Mit einem ganz wichtigen Rohstoff darf nicht gespart werden, wenn wir mit Optimismus in die Zukunft blicken wollen: Verwandte, Freunde und Beziehungen.

Anhand zahlreicher Daten und Studiergebnisse zeigt SCHIRRMACHER, dass die Gesellschaft um die Jahrtausendwende dabei ist, die Familie, dieses wesentliche Minimum an sozialer Beziehung, die die Gesellschaft zusammenhält und in der Krise rettet, zu zerstören. Sie wird immer mehr zur Ausnahmeerscheinung. Interessensgemeinschaften und Freundschaften können das Familiendefizit nicht kompensieren. Zwischen verwandtschaftlichen Beziehungen einerseits und Freundschaften und Halbverwandtschaften andererseits besteht ein ganz großer Unterschied: „Freundschaften müssen am Ende stets eine ausgewogene Bilanz von Geben und Nehmen vorweisen, das was die Evolutionspsychologie „reziproke Kooperation“ nennt. Bei Verwandten hingegen darf es zu einem Ungleichgewicht im Geben und Nehmen kommen, und obgleich es auch unter

Verwandten schwer wiegende Kämpfe wegen einseitiger Altruismusbilanzen geben kann, so haben Untersuchungen doch gezeigt, dass ein Ungleichgewicht im gegenseitigen Austausch für die Dauer des ganzen Lebens nur unter Verwandten toleriert wird“.

Und die Rolle der Frau in der Familie? Die Tagebücher, Briefe und Erinnerungen geben uns ein ziemlich klares Bild der Lage am Donnerpass. Es waren die Frauen, die im Zentrum der Familie standen. Sie schafften es, zwischen den Familien und den Einzelpersonen zu vermitteln. Und sie waren es auch, die in einigen Fällen, dort, wo Familiennetze fehlten, diese ersetzten, indem sie sich zu Fremden verhielten, als gehörten sie zur Familie. Frauen sind nicht bessere Menschen. Männer funktionieren als Kopf der Familie vor allem in Zeiten expandierender Gesellschaft. „Doch alles, was einer schrumpfenden Gesellschaft fehlen wird – soziale Kompetenz, Einfühlung, Altruismus, Kooperation – vereinen die Frauen auf sich; da sind sich Evolutionspsychologie, Hirnforschung, Anthropologie und Psychologie einig.“ Die Frage ist, welche soziale Kompetenz die Frauen noch haben können, wenn ihnen auf Grund der moralischen Desintegration der Gesellschaft droht, ihre Identität zu verlieren bzw. sie an den Mann anzugleichen. Doch da kann man optimistisch sein,

denn die These des Gender-mainstreaming, Männer und Frauen seien im Prinzip gleich und nur die sie umgebende Kultur mache sie zu verschiedenen Wesen, findet kaum noch Anhänger. Die Beweise der naturwissenschaftlichen und psychologischen Forschung (vor allem der Hirnforschung) der letzten Jahre sind unverrückbar.

Richtigerweise sieht der Autor abschließend große Chancen darin, zu erkennen, dass das was die Gemeinschaft im Innersten zusammenhält, nicht vom Markt, aber auch nicht vom Staat organisiert werden kann: jene Handlungen, für die Eltern und Kinder kein Geld und keine Anerkennung bekommen, die so selbstverständlich sind, dass es keine Auszeichnungen dafür gibt und keine Sozialversicherung – Selbstverständlichkeiten, wie gesagt, die nun, da sie drohen, zu knappem Gut zu werden, einen hohen Preis kosten.

„Minimum“ ist ein leicht lesbares und auch wissenschaftlich sehr gut fundiertes Buch eines besorgten und mahnenden Journalisten, das man nicht einfach in der Bibliothek verstauben lassen kann, sondern eines, das dazu aufruft, die Familienwerte in einer dekadenten Gesellschaft wieder zu entdecken und hoch zu halten, damit die Kulturwende sich bald einstellt.

E. PRAT